

Unverkäufliche Leseprobe



Diane Broeckhoven
Was ich noch weiß

159 S.: Gebunden
ISBN 978-3-406-69678-7

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/16496229>

Diane Broeckhoven

Was ich noch weiß

Roman

Aus dem Niederländischen
von Isabel Hessel

C.H.Beck

Titel der niederländischen Originalausgabe:

«Wat ik nog weet»

Erschienen bei Uitgeverij Vrijdag, Antwerpen 2013

Copyright © Diane Broeckhoven & Uitgeverij Vrijdag 2013

Für die deutsche Ausgabe

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2016

Gesetzt aus der Bembo bei Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Umschlaggestaltung: Simone Ackermann, Zürich

Umschlagabbildung: Simone Ackermann/123RF/
ThinkstockPhotos

ThinkstockPhotos

Gedruckt auf alterungsbeständigem, säurefreiem Papier

(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 69678 7

www.chbeck.de

Nur anhand von Details lässt sich das Wesentliche verstehen.

Sándor Márai

PROLOG

Manon weiß nicht, ob sie lachen oder weinen soll, als sie ihn mit dem Rücken an einer Backsteinmauer dastehen sieht, die Arme einladend geöffnet. Es hatte sie Monate gekostet, ihn ausfindig zu machen. Sämtliche Läden für Krimskrams, Trödel und Antiquitäten der Stadt hatte sie durchkämmt. Sie war über Flohmärkte geschlendert, hatte sich dem Mief ausgesetzt, der die ausgemusterten Dinge oft wie schale Schlafzimmerluft umgab. Sie hätte sogar fast einen neuen Sessel, eine Kopie gekauft. Doch es war ihr gelungen, sich davor zu bewahren.

Es geht ihr nicht nur um den Sessel an sich – ihre Ein-Personen-Insel in harten Zeiten –, sondern auch um die Lebenskrumen, die er zwischen der Sitzfläche und den Armlehnen beherbergt. Krümel, Katzenhaare, Papierschnipsel. Auch um die Erinnerungen, die – wenn man mit dem Strich über das Polster fährt – unter ihren Händen durchströmen werden.

Plötzlich sieht sie ihn dort stehen, in einem chaotischen Sozialkaufhaus, einer grell beleuchteten Lagerhalle, ganz in der Nähe der Pappe, auf der in handgeschriebenen Lettern *Diverse Möbel* steht. Der Rücken wölbt sich elegant vor dem rauhen Backstein. Der dunkelrote Samt sieht weniger verschlissen aus als in ihrer Erinnerung. Die geflochtene Fran-

8 | senborte hängt lustlos und schlaff auf den Betonboden herab.

Mit langsamen, gemessenen Schritten bahnt Manon sich einen Weg zwischen Resopal-Küchentischen, in die Jahre gekommenen Schirmständern, Klavierhockern und Couchgarnituren aus speckigem Leder hindurch, die eine miefige Häuslichkeit verströmen. Als sie vor ihrem Ohrensessel steht, kommen ihr unerwartet die Tränen. Von all ihrem verschwundenen Hausrat hat sie ihn am schmerzlichsten vermisst. Ihren Zufluchtsort in dem Haus, wo alle den Vortritt hatten: die Kinder, ihre Freunde, die Übernachtungsgäste, sogar die Katzen. Ihre Privatinsel, für Unbefugte verboten.

Sie dreht sich einmal vorsichtig im Kreis und setzt sich dann. Sie streichelt den zerschlissenen Stoff, er fühlt sich vertraut an. Ihre rechte Hand gleitet in die Ritze zwischen Sitz und Lehne. Sie fischt einen vom Zahn der Zeit ange nagten Zettel hervor und drückt ihn in der noch geschlossenen Hand kurz an die Brust. Die Worte in der kindlichen Schrift sind zwar unleserlich geworden, haben sich aber längst in ihr Gedächtnis eingegraben. *Herzlichen Glückwunsch, Peter.*

«Meiner», sagt sie, so leise, dass nur sie selbst es hören kann. An eine Verkäuferin in einem himmelblauen Kittel, die auf sie zukommt, gewandt wiederholt sie es. Mit Nachdruck. «Meiner.» Die Frau trägt, genau wie die Schwestern im Krankenhaus, ein Namensschild an der Brust: *Sie werden bedient von Tine.*

«Deal», sagt Tine. «Der steht hier schon viel zu lange. Folgen Sie mir doch bitte.»

Manon handelt den Preis nicht herunter. Sie legt einen Zwanziger und einen Fünfeuroschein auf den zerkratzten Ladentisch. Anschließend ruft sie jemanden an, der sie samt Fracht abholen kommen soll. Jetzt sofort. Ja. Zack, zack. Kein Wort zu viel.

«Mein Sohn», sagt Manon ungefragt.

Kerzengerade sitzt sie im Sessel und wartet. Ab und zu schließt sie die Augen, als döse sie vor sich hin.

«Komische Frau», raunt Tine einem Kollegen zu (*Sie werden bedient von Marcel*). Sie macht eine unbestimmte Kopfbewegung Richtung Frau und Sessel in der Ecke. Eine halbe Stunde später läuft ein junger Mann Slalom zwischen den *diversen Möbeln* und umarmt dann seine Mutter. Er tätschelt ihr den Rücken.

«Also, ich könnte schwören, dass dieser Adonis den roten Sessel vor ein paar Monaten selbst hierhergebracht hat», denkt Tine.

Als Manon, jetzt untergehakt bei ihrem Sohn, wieder an der Kasse steht, erblickt Tine das unergründliche Männergesicht aus der Nähe. Jetzt ist sie ganz sicher, dass er es gewesen ist, der hier vor einem halben Jahr einen Lieferwagen voller Hausrat abgeladen hat. Sechzigerjahre-Sachen, die zum Teil noch hier und dort in der Abteilung *Haushaltswaren* stehen. Den roten Sessel hat er als letzten Gegenstand auf dem Innenhof abgestellt. Sie sieht es noch genau vor sich: Wie er sich hineingesetzt, kurz die Augen unter den schwarzen Augenbrauen geschlossen hat und dann weggegangen ist, die Hände tief in den Taschen vergraben. Nach so vielen Jahren in der Branche kennt Tine ihre Pappenhei-

10 | mer. Sie hält ihn für ein trauerndes Einzelkind: ein Eltern-
teil gestorben – oder beide, das Haus geräumt, eine Über-
dosis an vergessenen Erinnerungsstücken durch die Hände
gleiten gesehen, Familiengeheimnisse entdeckt. Erleichtert
und entwurzelt zugleich. Sein Blick hatte sie an den eines
Hundes erinnert. Unterwürfig. Abhängig. Diesen Ausdruck
erkennt sie auch jetzt wieder, mehr als seine Gesichtszüge.
Seine Mutter jedenfalls ist nicht tot.

Mit einem triumphierenden Lächeln auf den Lippen geht
Manon hinter den beiden Männern-mit-Sessel zum Aus-
gang. Eigentlich hätte sie darauf thronen sollen, wie eine
Königin in ihrer Sänfte. *Sie werden getragen von Peter und
Marcel.* Sie legt ihre Hand auf den Rücken des weinroten
Sessels. «Meiner», sagt sie. «Meiner.»

1987

MANON

You go your way, I'll go your way too.

Leonard Cohen (aus «The Sweetest Little Song»)

Frische Brötchen, Rosinenbrot, Obst, Müsli, Schokoladencreme, selbst gemachte Erdbeermarmelade, Käse, Salami ohne Knoblauch. Ich warf einen prüfenden Blick auf den gedeckten Tisch an diesem ersten Tag der Sommerferien und trank im Stehen eine Tasse Kaffee. Katastrophentage beginnt man am besten mit gelassener, häuslicher Normalität.

Das Brunchen war gerade erfunden worden, was ich als Segen empfand. Kein Gemecker mehr über Frühstückstische, die bis zum Mittag gedeckt bleiben mussten, kein Mittagessen, das schon wieder vorbereitet werden musste, während man eben noch die letzten Frühstücksbrötchen gekaut hatte.

In ihren ersten Lebensjahren hatten mir meine Kinder nächtelang den Schlaf geraubt. Albträume. Bettnässen. Fieber. Eine Überdosis Ostereier, die wie ein dunkler Strom auf Kissenbezügen landete. Krokodile unter dem Bett und Schwarze Witwen – in Wirklichkeit dürre Weberknechte –, die an der Zimmerdecke zitterten. Paul, ihr Vater und inzwischen seit fast einem Jahr mein Exmann, war oft aufgestanden, um die Not zu lindern. Aber wenn Kinder sich schwach und kränklich fühlen, rufen sie nach ihrer Mutter.

Meine beiden Töchter und mein Sohn, alle drei, widerwillig oder in ungeduldigen Schüben, inzwischen fast erwachsen geworden, waren an Sonn- und Feiertagen nicht mehr aus den Federn zu kriegen, als müssten sie den ganzen Schlafrückstand ihrer Kindheit aufholen. Mir selbst wollte das Ausschlafen einfach nicht mehr gelingen. Heute Morgen war ich schon um acht Uhr durch den Garten gegangen, barfußig, über den stacheligen, von meinem Sohn gemähten Rasen. Er erwartete, dass ich ihm dafür extra Taschengeld gab.

Odette, die Freimütige, und Babette, die Grüblerische, meine siebzehn- und fünfzehnjährigen Töchter, kamen um halb zwölf gemeinsam in die Küche. Ihre nassen Haare rochen intensiver nach Kiwi und Pfirsich als die Kiwis und Pfirsiche in der Obstschale. Beide waren auf ihre jeweilige Art hübsch, dunkelblond, mit glatter Haut und frechem Blick. Die eine trug ein Sommerkleid mit Spaghettiträgern, die andere einen beim Gehen schwingenden Blümchenrock und ein Top. Ich mochte das Vokabular meiner Töchter. Ihre federleichten Teenie-Wörter flatterten wie Schmetterlinge durchs Haus. Aus Trägern waren «Spaghettiträger» geworden, die Oberteile, die wir in meiner Jugend angezogen hatten, hatten sich in «Tops» verwandelt.

Odette trug eine Zahnsperre. Der über die obere Zahnreihe gespannte Metalldraht glitzerte im Sonnenlicht, wenn sie lachte. Die Mädchen waren ganz unterschiedlich, trotzdem erkannte man gleich, dass sie Schwestern waren. Sie waren aus demselben glänzenden, duftenden Holz geschnitzt.

Jede schenkte sich eine Tasse Tee ein, dann prüften sie

das Obst mit leichtem Druck und pickten sich die dicksten Haselnüsse aus dem Müsli. | 15

«Lasst uns kurz auf Peter warten», schlug ich vor. Gemeinsame Mahlzeiten waren für mich noch immer ein Stützpfiler familiären Glücks.

Zu dritt gingen wir ein Stückchen durch den Garten. Babette, die Nachdenkliche, kannte jede Blume und Pflanze mit Namen, dokumentierte den Stand ihres Wachstums und Blühens und erntete gegen Ende des Sommers die Samen. Flieder. Springkraut. Ostindische Kirsche. Stockrosen. Sie wollte später Biologin oder Kräuterexpertin werden. Oder Verwalterin eines botanischen Gartens in einer großen Metropole. Odette, die Ältere und das offene Buch der Familie, trietzte sie, sagte, sie dürfe schon froh sein, wenn sie es zur Lady Chatterley brächte, mit einem gut aussehenden Gärtner als Lover. Jahrzehnte später sollte sich diese Pro-
phezeiung sogar mehr oder weniger bewahrheiten.

Ich legte meinen Töchtern die Arme um die Schultern. Ihre warmen Mädchenkörper schienen eine Mischung aus Sonne, Hormonen, Hoffnung und Erwartungen gespeichert zu haben. Wir waren drei aneinandergeschweißte Frauen: eine ältere und zwei junge. Zwischen den beiden und zwischen ihnen und mir konnte es manchmal stürmisch hergehen, aber meistens waren es nur kleine Wortgefechte, irgendwelche Bemerkungen oder kurze Kabbeleien. Wenn der Dampf abgelassen war, klarte der Himmel von selbst wieder auf. Alle drei waren wir guten Willens.

Aus der Entfernung konnte ich durchs Küchenfenster sehen, dass Peter am gedeckten Tisch erschien. Er war im

16 | Frühling vierzehn geworden. Allmählich kamen die noch vagen Züge des Mannes zum Vorschein, der er einmal sein würde. Mit der Erleichterung darüber, dass er einigermaßen pünktlich erschien, hatte ich gleichzeitig die Empfindung, als kniffe mir jemand sanft in den Nacken. Zwischen uns hatte schon immer eine gewisse Spannung in der Luft gelegen, gewissermaßen schon im Mutterleib. Ich gab andauernd mein Bestes für ihn, wollte eine perfekte Mutter sein. Seine ständige Reizbarkeit waren Messerstiche, die schmerzhaft Narben hinterließen. Seit seinem zwölften Lebensjahr zog er sich manchmal tagelang in ein verächtliches Schweigen zurück, als hüte er ein Geheimnis und fürchte, es könne ihm versehentlich über die Lippen kommen. Je weniger er sprach, desto geringer die Wahrscheinlichkeit, dass er sich verplapperte. Manchmal vergaß ich, wie seine Stimme klang.

Die Wachstumsschübe meiner Töchter waren dagegen kaum mehr als kleine Nadelstiche: Sie waren zwar unangenehm, heilten aber von selbst. Peters unheilschwangeres Schweigen löste einen chronischen, ziehenden Schmerz in mir aus. Ich kam nicht an ihn heran. Er senkte den Blick, wenn ich ihm eine Frage stellte. Er stand auf und verließ den Raum, wenn ich mit ihm reden wollte. Er begab sich ins Abseits.

Odette und Babette waren knapp vier und zwei Jahre alt gewesen, als ich wieder ein Kind erwartete. Ihre Launen wechselten sie unvermittelt wie ihr Spielzeug. Sie waren mal Prinzessinnen, mal Hexen, kleine Schwestern-die-zum-Fressen-süß-waren oder verzogene kleine Diven, die

einander wegen eines Spekulatius oder eines Teddybären an die Gurgel gingen. Doch ihre Launenhaftigkeit hatte etwas Absehbares. Nie geschah etwas, das ich nicht aus meiner eigenen Kindheit wiedererkannte.

Was sich während meiner dritten Schwangerschaft in meinem Bauch abspielte, war von einem ganz anderen Kaliber als das ungeduldige Treten und Strampeln meiner gelenkigen Töchter. Etwas Bleiernes lastete auf meinen Eingeweiden, etwas, das sich nur ganz selten rührte. In mir schwamm ein träger Wal, der meinen Körper langsam von innen erkundete. Jedes Mal, wenn ich meine Hand auf eine Wölbung legte – ein Füßchen, ein Ellenbogen? –, zog sich die Beule schleunigst wieder zurück. Kurz bevor das Kind mich verlassen sollte, musste ich meinen Bauch beim Gehen stützen. Ich trug meinen Sohn schon auf Händen, bevor ich ihn das erste Mal zu Gesicht bekam. Paul musste mir helfen, aufzustehen, wenn ich saß. Im Bett lag mein zum Zerreißen gedehnter Leib hart und gleichsam unerreichbar vor mir. Ich zählte die Tage, bis ich mich endlich wieder im Spiegel erkennen würde.

Ich war überzeugt davon, dass ich einen männlichen Riesen zur Welt bringen würde. Einen behaarten Enaksohn, einen überdimensionierten Gulliver. Oft träumte ich von einer Geburt, bei der ich nicht von einem neuen Menschen, sondern von einem Tier entbunden wurde. Eine Würgeschlange glitt zwischen meinen Schenkeln hervor, oder man legte mir ein zitterndes, feuchtes Äffchen in die Arme. Einmal lag da eine babygroße Schildkröte mit weißem, aufgedunsenem Bauch in der Wiege neben meinem Bett. Die in der Nacht geborenen Wesen

18 | hatten alle eins gemeinsam: eine Hasenscharte, eine fleischige Kerbe.

Schwitzend robbte ich mich nach solchen Albträumen in Pauls Arme, die er damals noch bereitwillig für mich öffnete. Er tröstete mich, behauptete, das seien nur die Hormone. Lachend versuchte ich, mich davon zu überzeugen, es sei noch nie ein Kind mit samtschwarzen Flügeln zur Welt gekommen, bloß weil die Mutter von einer Fledermaus geträumt habe. Altweibergeschwätz sei das, eine aus der Angst geborene Fantasie.

Der Sohn, der in der Nacht vom 20. auf den 21. April 1973 geboren wurde, an der Grenze zwischen den Sternzeichen Widder und Stier, war ein Koloss von fast neun Pfund. Er zerriss meinen Körper, aber eine Hasenscharte hatte er nicht. Auch keine gespaltene Zunge, kein schwarzes Fell oder einen Krötenbauch. Im Gegenteil. Er war ein makelloses, rosiges Kind mit wohlgeformten, vollen Lippen in einem runden Gesicht und einer markanten Nase. Die Augenbrauen liefen wie eine seidenweiche Raupe über dem Nasenrücken zusammen.

Ich konnte die Augen nicht von ihm lassen. In dem labilen Zustand, in dem ich mich nach der gewaltigen Anstrengung befand, zwischen Euphorie und gähnender Leere, fand ich keine Worte, die hätten beschreiben können, was in mir vorging, aber es war etwas anderes als die Freude, das Erkennen, die Verwunderung, die ich empfunden hatte, als ich meine neugeborenen Töchter in den Armen hielt. Im Blick dieses Kindes spiegelte sich etwas, das ich nicht benennen konnte, etwas, das viel mehr Schatten als Licht enthielt. Es machte mir Angst.

Wir nannten ihn Peter. Den Schlüsselträger. Den Fels, auf dem Kirchen gebaut werden sollten. Vor allem war es eine Hommage an Pieter-Paul, PP für die Freunde, den Großvater väterlicherseits. PP gab seinen Namen an seinen Sohn und seinen Enkel weiter. Beide bekamen einen gleich großen Teil.

Als ich entdeckte, dass 1973 das chinesische Jahr des Büffels war, begriff ich, weshalb ich während der Schwangerschaft so oft von Tieren geträumt hatte. In meinem Sohn waren die Eigenschaften eines Büffels, eines Stieres und eines Widders vereint: zwei unerschütterliche Kolosse und ein Sturkopf. Er hatte wirklich nichts Filigranes an sich, weder an dem robusten Babykörper, noch an den kräftigen Fingern, mit denen er meine Brust von sich wegschob, wenn er satt war, auch nicht an dem festen Hals mit den Querfalten. Girren, glucksen, brabbeln – all das tat er nie. Süße Babylaute gehörten nicht zu seinem Repertoire. Wenn ihm etwas nicht passte, beschwerte er sich mit beunruhigenden Stößen. Manchmal gab er Töne wie ein Nebelhorn von sich.

In ihm war eine Schwere, die mich während seiner gesamten Kindheit bedrückte. Er war die Bleikugel, die mit einer Kette an meinem Fußgelenk befestigt war und für die ich keinen Schlüssel besaß. Ich überlegte mir immer den nächsten Schritt, machte möglichst wenig Aufhebens, wenn Peter in der Nähe war. Meine Töchter hatten mich immer dazu angeregt, im Gleichtakt mit ihnen zu leben. Ich lief, hüpfte und tanzte in ihrem Rhythmus. Mein Sohn bremste all meine Bewegungen.

20 | Peter trug ein weißes T-Shirt ohne irgendeinen Aufdruck, dazu eine abgeschnittene, ausgefranste Jeans. Sein langes Teenagerhaar hatte er absichtlich auf wirr getrimmt, aber auf seiner makellosen Haut war kein einziger Pickel zu entdecken. Zwischen dem auffallend breiten Mund und der ausgeprägten Nase, die immer mehr der seines Großvaters PP ähnelte, schimmerte ein dunkler Schatten, der ihm etwas Rührendes gab.

Wir setzten uns auf unsere Stammpätze am Tisch, andere Plätze als zu der Zeit, als ihr Vater noch hier gewohnt hatte. Kurz nachdem er fortgegangen war, hatte ich den Kreis der Stühle unauffällig geschlossen, sodass sein Platz weniger offensichtlich leer war.

«Mama, ich muss dir was sagen. Werd bitte nicht hysterisch», fiel Peter mit der Tür ins Haus.

Das war einer seiner Lieblingsausdrücke. Bei jeder vermeintlichen Träne, bei jedem kleinen Lachen, das vielleicht ein wenig zu schrill aus meinem Mund kam, mahnte mein Sohn, ich solle doch bitte nicht hysterisch, überdreht oder manisch werden. Mir war, als tauche Edward mit den Scherenhänden hinter mir auf und platzierte seine scharfen Nägel genau an meinem Haaransatz.

«Ich ziehe zu Papa», sagte er. Ende der Durchsage.

Die imaginäre Bleikugel rollte davon. Fast wäre ich unter den Tisch gekrochen, um sie zu suchen, um sie wieder an die Kette zu heften. Doch ich blieb wie gelähmt sitzen.

«Hast du jetzt völlig den Verstand verloren?», fragte Odette. «Er wird dich mit offenen Armen empfangen! Einen Zaungast in seiner neuen Familienidylle. Vielleicht darfst du ja auch auf den kleinen Merlijn aufpassen, wäh-

rend Papa und Stiefmama ihre zweite Jugend in der Disco erleben.» | 21

Babette schaute mit großen ängstlich aufgerissenen Augen vom einen zum anderen. Sie war nicht nur die Besondere, sondern auch die Friedensstifterin.

«Das meint er nicht ernst», sagte sie beschwichtigend, als säße ihr Bruder nicht mit am Tisch.

«Er meint es ernst», widersprach Peter. «Vollkommen ernst sogar. Ich habe erst mal genug von euch Frauen. Ich brauche ein männliches Vorbild.»

Odette stieß einen schrillen Schrei aus.

«Dass ich nicht lache, Brüderchen! Papa? Als männliches Vorbild? Schönes Vorbild. Er lässt Frau und Kinder im Stich, um die ganze Chose noch einmal von vorne anzufangen mit so einer blöden Blondine, die für einen zweiten Wurf sorgt, damit er sich wieder jung und männlich fühlen kann ... Dass ich nicht lache!», wiederholte sie, eine sarkastische Oktave höher.

«Schluss jetzt, Odette!», rief ich.

Sie schwieg einen Moment lang. Dann murmelte sie, dass es immer dasselbe sei. Immer. Peter vermiese allen die Stimmung mit seinem Schwachsinn, und sie bekomme eins drauf, weil sie die Wahrheit sage. Babette schlug die Hände vors Gesicht.

Es war kein Schwachsinn. Noch am selben Tag gegen vier Uhr parkte Paul seinen metallic-grauen Citroën DS genau vor dem Haus. Duldsam tat ich, was mein Sohn mir aufgetragen hatte: Ich blieb ruhig in meinem Gartenstuhl sitzen und hielt mich raus. Ich hatte bereits vierzehn Jahre und

22 | drei Monate Tag und Nacht und zu jeder Stunde über sein Leben bestimmt, hatte er mir unmissverständlich klargemacht. Jetzt verlangte er eine Auszeit von einer Stunde, die Zeit, die er brauchte, um ohne irgendwelche Zwischenfälle, ohne das Gezeter einer überspannten Mutter seine Sachen ins Auto laden zu können. Danach würde sein eigenes Leben anfangen. Ein Leben, in dem die Männer in der Überzahl waren. Er verließ den Harem, in dem er meinte, sich nicht geltend machen zu können.

[...]